



Komm heim zum Weihnachtsfest.

Von James Gibbo.

Eine gebrechliche, alte Frau betrat schüchtern das Annoncenbüro der großen Zeitung. Alles an ihr erschien verknittert und verwittert, ihre Gesichtszüge, ihre Hände, sogar der Blick ihrer Augen kam unter den verranzelten Lidern nur hervor. Die alte Frau glückte einer bis auf das letzte Stümpfchen herabgebrannten Kerze.

Als der Beamte dieser menschlichen Ruine ansichtig wurde, unterbrach er seine Arbeit und schob der Greisin höflich Papier und Bleistift hin, damit sie ihren Auftrag niederzuschreiben. Mit hastigen Bewegungen tat dies die alte Frau, dann holte sie aus ihrer verwitterten Lederbörse ein paar Münzen hervor und entfernte sich, in ihrer graugelbten Unscheinbarkeit einer Maus gleichend, hastig.

„Das ist die Witwe Brandall“, sagte der Beamte zu seinem Arbeitskollegen. „Sie ist häufig Skundschaf bei uns.“

„Die Witwe? Ist es denn möglich, daß dieses menschliche Brat einmal von einem Mann in den Armen gehalten wurde.“ fragte man.

„Vielleicht mag sie sogar einmal ganz hübsch gewesen sein“, erwiderte der erste Beamte. „Seit den zwanzig Jahren aber, die ich sie kenne, hat sie nie anders ausgesehen als jetzt. Ihr Verfall soll von dem Tage herrühren, an dem sie ihren einzigen Sohn verlor. Vor fünfundsiebzig Jahren wurde er bei einem Aufrast, irgendwo im Westen, getötet. Die alte Frau aber mag nicht daran glauben, daß er wirklich tot ist. Alle paar Wochen einmal legt sie eine Annonce in unsere Zeitung, in der sie ihren Sohn um Wiederkehr ansieht. Arme Frau! Schade um ihr bishen Geld.“

Giggins war müde. Man kann nicht verantwortlicher Redakteur einer großen Zeitung sein, ohne sich manchmal überarbeitet zu fühlen. Jede Nacht, bis drei Uhr morgens, am Schreibtisch zu sitzen, dann die fertiggewordenen Morgenblätter kontrollieren, das brachte im Laufe des Jahres schon eine beträchtliche Summe von Müdigkeit mit sich. . . aber doch war es heute nicht diese gewohnte Müdigkeit, die Giggins sich nach seinem Bett sehnen ließ, nein, es war eine Uebermüdung des Gesamtorganismus. Die Schläfen schmerzten, als würden sie mit Nadeln gestochen, der Puls ging träge, und ganz rückwärts im Hinterkopf gab es ein so eigenes schmerzvolles Gefühl.

Ein Urlaub wäre wohl das einzige, was da helfen könnte! Aber jetzt, zu Jahresende? Nein, nein, das dürfte man sich nicht so ohne weiteres erlauben in diesen schweren Zeiten.

Deshalb versuchte sich Giggins gegen die Mahnungen seines Körpers taub zu stellen und mit Zusammenraffung aller seiner Kräfte ging er wieder an die Arbeit. Giggins machte sich über die Korrekturbogen des Morgenblattes her. Ueber Theaterkritiken, Sportberichte, politische Artikel und Gerichtsprozesse schweiften seine Blicke mechanisch, in gewohnter Übung hin, bis sie endlich auf zwei, zwischen die Tagesneuigkeiten eingefügten, mit fetten Buchstaben gedruckten Zeilen haften blieben.

„Mein Kind, komm heim zu Deiner Mutter! Sie erwartet Dich am Weihnachtsabend! Mary Brandall.“

Langsam ließ Giggins seine Blicke über diese Zeilen gleiten, um sie dann träumerisch auf die Wand zu richten. Giggins war es, als verschwinde diese Wand plötzlich vor seinen Blicken, gleich einer Kulisse, um einem anderen Bild Platz zu geben, dem Bild eines freundlichen, altmodisch eingerichteten Zimmers und in ihm, in einem Lehstuhl sitzend, ein weißhaariges Mütterchen, mit freundlichen Gesichtszügen.

Oh, Giggins kannte dieses Zimmer gar wohl. Es lag im kernen Illinois.

Zehn Jahre lang hatte sein Fuß dieses Zimmerchen nicht mehr betreten. Seit zehn Jahren hatten die liebevollen Blicke dieses weißhaarigen Mütterchens nicht mehr auf seinem Gesicht geruht, seit zehn Jahren war er zu beschäftigt gewesen, um seine Mutter aufzusuchen.

Mit vor Müdigkeit ein wenig zitternden Händen faltete Giggins die Seiten des Morgenblattes zusammen. Fast mechanisch erhob er sich dann von seinem Stuhl, und wie im Traum schritt er der Tür des Chefredakteurzimmers entgegen.

„Ich will Sie um Urlaub bitten“, sagte er. „Ich will noch Hause, um den Weihnachtsabend mit meiner Mutter zu verleben. Ich habe mich in den letzten Tagen gar nicht wohl gefühlt. In der guten Landluft wird mein ewiger Kopfschmerz sicher bald verschwinden.“

Als James Rangoon den Zug der Untergrundbahn bestieg, fiel sein erster Blick auf eine Zeitung, die ein ausgeflegener Passagier entweder dort vergessen oder absichtlich liegen gelassen hatte.

Zunächst suchten James Rangoons Blicke die finanziellen Berichte und er lächelte bei der Lektüre vor sich hin, wie einer, der über alle diese gedruckte Weisheit erhaben ist, weil er viel mehr von diesen Dingen versteht.

An der fünften Straße verließ James Rangoon dann den Zug, aber die Zeitung nahm er mit sich, da er wußte, daß Grace den Gesellschaftsbericht dieses Blattes stets mit Vergnügen lese.

Er betrat ein elegantes Haus, eine elegante Wohnung und klopfte an die Tür von Graces Boudoir.

„Bist du es, James?“ tönte ihm aus dem Zimmer her eine Stimme entgegen. „Du darfst aber jetzt nicht eintreten, denn ich bin gerade bei einer Kleideranprobe. Warte im Salon, bis ich mich dir im neuen Kleid zeigen werde.“

„Ne hast du für mich Zeit, Grace“, brummte James Rangoon in bitterem Ton, „und ich stehe mir doch so mühsam ein paar Minuten, um dich unter Tags sehen zu können.“

Verdrießlich und gekränkt über Graces Gleichgültigkeit, zog sich James Rangoon in den Salon der Filmschauspielerin zurück und rauchte, sie erwartend, eine Zigarette.

War das denn ein Leben für einen ersten Mann, der Klave jeder Laune einer eiflen, gefällsuchtigen Frau zu sein? Aber was nützte jede Aufsehnung, wenn man diese Frau liebte?

James Rangoon holte mit gelangweilter Miene noch einmal die gefundene Zeitung aus der Tasche.

Nach einer Viertelstunde erschien Grace im Salon, und obwohl der Bankler stets aufs neue von ihrer Schönheit entzückt war, war seine schlechte Laune doch noch nicht gewichen und seine Finger blätterten noch immer nervös in der Zeitung, um Grace hier ein Wort, dort ein anderes vorzulesen, von dem er Interesse bei ihr voransetzte.

Hier war die Nachricht von einer Scheidung oder einer Heirat, dort der Bericht über den Erfolg einer Filmmonturantin.

Mit gelangweilter Miene las er, um dann plötzlich die Frage zu stellen: „Was hältst du von diesem Aufruf, Grace?“

„Mein Kind, komm heim zu Deiner Mutter! Sie erwartet Dich am Weihnachtsabend.“ Mary Brandall.

Grace die gerade damit beschäftigt gewesen war, ihren Hut vor dem Spiegel aufzusetzen und

Weihnacht.

Nicht die Kerzen, die heut brennen
wenden sie, die uns bedroht!
nicht, den sie Erlöser nennen
kann beenden unsre Not

Nicht mit Singen, nicht mit Beten
kann die Armut sich befrein;
ewig werden wir getreten,
wenn wir uns nicht selbst befrein.

Darum laßt die andern flennen;
heller als der Weihnachtsbaum
soll in unsern Herzen brennen
immergrüner Freiheitsbaum.

Erich Grisar.

die James Rangoons bisheriger Vorlesung nur sehr zerstreut zugehört hatte, ließ plötzlich die Hände sinken, und sie wendete sich vom Spiegel ab und ihrem Schiebeten zu. Ganz dicht trat sie an ihn heran, um über seine Schulter hinweg noch einmal diese Worte zu lesen, die James Rangoon ihr vorgelesen hatte:

„Mein Kind, komm heim zu Deiner Mutter! Sie erwartet Dich am Weihnachtsabend. Mary Brandball.“

In Graces weißgeputzten Wangen war ein wenig Röte gestiegen und mit merkwürdig erusteter Stimme fragte die Filmschauspielerin: „Glaubst du, James, daß dieses Kind den Aufruf seiner Mutter lesen wird? Glaubst du, daß es sofort heimreisen wird?“

Grace hatte diese Fragen erregt an ihren Gekochten gerichtet, aber bevor James Rangoon noch hatte antworten können, fragte sie weiter: „Hast du eigentlich noch eine Mutter, James? Sonderbar, daß wir nie über unsere Mütter miteinander sprachen!“

Neugierig sah der Bankier seine Freundin an. Was war denn nur plötzlich in sie gefahren? Aber wieder, bevor er Antwort gab, vernahm James Graces erregte Stimme. „James“, sagte die Filmdiva, „du mußt mich jetzt unbedingt allein lassen. Mir ist etwas sehr Wichtiges eingefallen. Du kannst heute abend mit jemand anderem zur neuen Revue gehen und ich werde überhaupt erst in ein paar Tagen wieder für dich zu sprechen sein.“

In noch mißmutigerer Stimme als gewöhnlich nach einem Besuch bei seiner Freundin, entfernte sich James Rangoon, etwas von „Primadonnenlaune“ vor sich hinhinmurmeltend.

„Sie verfährt mit mir“, brummte er vor sich hin, „als sei ich ein Paket, das man achtlos von einem Ort an den anderen wirft.“

Während James Rangoon mißmutig die gesunde Zeitung zerknüllte, um sie dann in einen Straßenpapierbehälter zu werfen, war Grace eifrig damit beschäftigt, ein paar Kleider in einen Koffer zu werfen.

Eine unscheinbare, verwitwete, in Grau gekleidete, alte Frauengestalt stand am Weihnachtsabend beim Fenster ihres kleinen Stübchens und starrte auf die Straße. Es war ein sehr einfaches Stübchen, aber sehr sauber gehalten. Der Tisch, in dessen Mitte ein kleines Weihnachtsbäumchen prangte, war mit einem schneeweißen Tuch und zwei Gedecken hergerichtet. Von dem kleinen Ofen her zog Bratenduft durch das Zimmer, der nach und nach den Geruch verbrannten Fleisches anzunehmen begann.

Aber die alte Frau, die mit so brennend gierigen Blicken auf die Straße starrte, schien diesen Geruch nicht zu verspüren. Immer mehr und mehr sank ihre kleine Gestalt in sich zusammen, bis sie sich endlich ganz mit dem Dunkel des Abends vermischte.

Mary Brandalls Sohn schien auch diesmal den Aufruf seiner Mutter, am Weihnachtsabend heimzukehren, nicht gelesen zu haben.

Ein Kind geboren...

Von Hans Siemien.

Ich klingle. Aber der Portier macht nicht auf. Ich klingle noch einmal. Und dann gehe ich hin und klopfte ungeduldig an das kleine Fenster.

Endlich kommt er, steckt seinen Kopf durch das kleine Fenster und sagt: „Ach, entschuldigen Sie man! Meine Frau hat diese Nacht ein Kind gekriegt.“ Dann verschwindet er rasch. Die Tür ist nun offen und ich steige langsam nach oben in meine Wohnung.

Frau Ziegler hat also ein Kind gekriegt? Da unten in der kleinen Kellerwohnung (Stube und Küche) ist diese Nacht ein Kind geboren.

Ich erfahre nun noch allerlei. Daß es ein Mädchen ist. Und daß sich Zieglers gerade ein Mädchen gewünscht haben. Und daß Herr Ziegler gesagt hat: „Nee, nee! Ja kann ja viel vertragen! Aber so wat! Nee, so wat nich noch eemal! Der hält ja een nich aus!“ Und dabei war er gar nicht mal dabei! Er hatte gerade Nachtschicht. Und Frau Ziegler konnte nur gerade noch eben nach der Hebamme rufen. Und als Herr Ziegler frühmorgens nach Hause kam, da war eigentlich schon alles vorbei.

Also da unten in der kleinen Kellerwohnung ist heute nacht ein Kind geboren? Und Frau Ziegler war ganz allein, als es anfing. Nur gerade noch oben nach der Hebamme hatte sie rufen können.

Ja, mir fällt da auch eine Geschichte ein: Die Männer sind doch darin so komisch! Als ob sie es wären, die die Kinder kriegen. Als ob sie das alles aushalten müßten. Viel mehr noch als die Mütter selbst.

Ja, also, mein Großvater, der hatte eine kleine Korkfabrik. Und da kam eines Tages, es wird so in den vierziger oder sechziger Jahren gewesen sein — eines Tages kam die Frau eines Arbeiters und sagte im Büro: „Ja wull man bestellen: min Mann, de kann hüt nich to Arbeed kummen. He har sick to Bett leggen moßt. Ja bewwe diese Nacht en Kind kreen.“

Ja, da lachen wir nun alle sehr darüber. Und dann wollen wir auch ein bißchen Geld sammeln und Wäsche und was zu essen und zu Frau Ziegler hinhinüberschicken. Und dann äße ich wieder allein in meinem Zimmer und denke: Also da unten in der kleinen dunklen Kellerwohnung, da ist heute nacht ein Kind geboren?

Ich kenne die Zieglers nun schon ein paar Jahre. Sie sind nicht gerade besonders schön. Er hat immer solche Bidel im Gesicht. Und ist ausgesprochen dumm. Besonders herrliche Menschen sind es nicht. Das kann man nicht sagen. Und die haben nun ein Kind bekommen? Ein neuer Mensch ist da. Ein neues Leben — da unten in der kleinen Kellerwohnung fängt ein neues Leben, ein Menschenleben fängt da an.

Es ist ein kleines Mädchen. Ich mag Mädchen nicht leiden. Und solch ganz kleine Kinder sind ja so häßlich! Aber was mag wohl daraus werden?

Es wird groß und wächst, und eines Tages kann es die enge Kellertreppe hinauf und auf die Straße kriechen. Auf eine schmutzige, graue, regenfeuchte Berliner Straße. Ein schmutziges, kleines Mädchen.

Was mag wohl daraus werden? Was mag es erleben? Wird es hübsch? Wird es häßlich? Eine unscheinbare, graue, kleine Arbeiterfrau? Eine große Dame oder Halbdame? Wird auch sie wieder Kinder haben?

Sie wird leben. Sie wird leben, wenn wir alle längst gestorben sind! Wenn sie vierzig ist, wird man 1971 schreiben. Es ist ganz leicht möglich, daß sie das Jahr 2005 erlebt. Sie wird sehen, was wir alle nicht mehr sehen werden. Sie wird wissen, was wir alle nicht mehr erfahren.

Ich fürchte mich vor ihr.

Bald ist Weihnachten. Wir haben alle so viel mit unseren Wünschen zu tun und mit den Wünschen der anderen. Wir sind alle voller Erwartung, wie die Kinder, und hoffen, daß nun vieles besser werden wird — nach Weihnachten.

Weil vor tausendneunhundertundsoundsobviel Jahren in Bethleem ein kleiner Junge geboren wurde. Der Sohn eines Tischlermeisters. Ein kleines, hilfloses Menschenkind, von dem niemand wußte, was aus ihm werden würde.

Nur seine Mutter glaubte an ihn. Abge das ist wohl so die Art der Mütter.

Und auch dort unten in der kleinen Kellerwohnung ist also heute nacht ein Kind geboren? Ein kleines Mädchen, das nun anfängt, zu leben.

Wie hat Christus ausgesehen?

Die Geschichtlichkeit der Person Jesu ist verschiedentlich angezweifelt worden. Am gründlichsten wohl von dem vor etwa zwanzig Jahren viel von sich reden machenden Arthur Drews. Heute darf man sagen, daß bei aller Kritik, die die wissenschaftliche Forschung verpflichtet ist, der Authentizität der christlichen und außerchristlichen, sich mit Jesu befassenden Dokumente entgegenzubringen, die weit größere Wahrscheinlichkeit doch dafür spricht, daß Jesus tatsächlich gelebt hat. Andererseits ist bestimmt die vielfach verbreitete Vorstellung falsch, daß der Gründer des Christentums schon bei Lebzeiten das Augenmerk der damaligen Weltöffentlichkeit in hohem Maße auf sich gelenkt habe. Jesus war einer von den vielen im Lande umherziehenden Propheten, einer von den vielen Märtyrern, die, zwar nicht ihrer Lehre, wohl

aber ihrer Verletzung der geltenden Kulturvorschriften wegen von der heidnischen Intoleranz ans Kreuz geschlagen wurden. Keineswegs hat der lebende Jesus die Gemüter des gesamten Judentums bewegt oder gar für die Lenker des römischen Imperiums, die, wenn überhaupt, dann gewiß nur ganz oberflächlich über ihn orientiert waren, irgendeine Rolle gespielt.

Ganz allmählich erst, mit zunehmender zeitlicher Entfernung von seinem Tod, wächst die Bedeutung seiner Persönlichkeit, weiter sie sich aus und hält seine Gemeinde ihren Einzug in die Kulturbildung der Alten Welt, um nun immer schärfer in ihren Brennpunkt zu rücken. Noch Tacitus kennt den Namen Jesus überhaupt nicht, sondern hält den Beinamen Christus für einen Personennamen. Sueton erwähnt wohl — 100 Jahre nach Christus — so ganz nebenher die „neue Religion“, weiß aber von „Christos“ nur zu berichten, daß er „Aufbruch angeführt“ habe. Cassius wirft hurtig die Begriffe Juden und Christen durcheinander und

Sozialismus und Christentum.

Von Wilhelm Sollmann.

auch der latinisierte jüdische Schriftsteller Jese- phus kommt nur an zwei Stellen, deren Ech- tigkeit noch dazu bezweifelt wird, auf das Christen- tum zu sprechen und tut es dort mit ein paar dürftigen Worten ab.

Unter diesen Umständen ist es nicht ver- wunderlich, daß wir außerordentlich wenig über die äußere Erscheinung Christi wissen. Im Verlaufe von zwei Jahrtausenden hat keine Ge- stalt der Weltgeschichte so intensiv und so häufig die Phantasie der Maler und bildenden Künst- ler beschäftigt, wie die Gestalt Christi es getan hat. Aber selbstverständlich können auch künst- lerisch so hochstehende Gemälde, wie etwa die von Dürer und Dürrer, da Vinci und Thor- waldens, Raffael's und Cornelius' nicht den geringsten Anspruch auf Porträtmäßigkeit er- heben. Sie bringen einen verkärlten oder schwärmerischen Ideal-Christus, den ihre gläu- bige Seele sich nach Impressionen aus der Lehre Christi vom Mitleid und der Nächstenliebe zu- recht konstruiert haben mag, der aber sicher un- richtig und möglicherweise völlig irrünftig ist. S. B.

Hausrezepte

Wie verhütet man Erkältungen? Jetzt in der kalten Jahreszeit sind einige Maßnahmen zu erwähnen, wie man sich vor Erkältungen schützt. Am empfänglichsten für Erkältungen sind meist diejenigen, die sich in staubigen, überheizten Räumen aufhalten; die Kleidung der Erwachsenen wie der Kinder soll warm, aber leicht sein. Gurgeln und Nasenspülungen sollen täglich sorgfältig ausgeführt werden, und zwar mit Wasser, dem man etwas Salz, Borax und doppeltkohlensaures Natron zu gleichen Teilen zugesetzt hat. Wenn jemand sich trotz aller Vorsicht eine Erkältung zugezogen hat, soll er sich in einem warmen, gutgelüfteten Raum aufhalten und drei Tage nur leichte Nahrung zu sich nehmen. Das beste ist natür- lich, ihn zu isolieren, damit die Erkältung nicht ansteckt, was deshalb besonders wünschenswert ist, weil eine Erkältung, die bei dem einen ganz leicht auftritt, bei dem andern sich bössartig gestalten kann. Daß die Ansteckung oft durch Taschentücher vorbereitet wird, wird im allge- meinen zu wenig beachtet. Niemand braucht mit den Ansteckungskeimen in Berührung zu kommen, eine Rücksichtnahme, die sich durch- aus lohnt; wenn in einem Haushalt in dieser Weise verfahren wird, werden die Erkältungs- krankheiten während der kalten Jahreszeit zurückgehen.

Wie behandelt man Pelze? Es geht mit Pelzen wie mit dem menschlichen Haar: er will sehr sorgfältig behandelt sein, wenn er sein schönes Aussehen behalten soll. Wenn Pelz naß wird, ist er zunächst tüchtig auszuschütteln und dann in einem gutdurchwärmten Raum aufzu- legen, in dem Zugluft ist, aber nie nahe bei einem Feuer oder warmen Höfen. Man schüttelt ihn von Zeit zu Zeit und klopf ihn, wenn er trocken ist, mit einem dünnen Bam- bustöckchen sorgfältig aus. Schmutzigen Pelz reinigt man am besten und billigsten mit Aleie, die man im Ofen erhitzt. Man bedeckt den Pelz mit sauberen Papier, legt den Pelz darauf und reibt ihn nun mit der erhitzten Aleie gut ein. Man läßt den Pelz nun einige Stun- den liegen und reibt ihn dann mit einem sauberen, trockenen Schwamm leicht ab. Der Pelz wird gut geschüttelt und mit einem Bam- bustöckchen sanft geklopft. Wenn der Pelz noch nicht sauber geworden ist, ist das ganze Verfah- ren genügend oft zu wiederholen.

Fest der Verkündigung, Fest der Verheißung, Fest der Erlösung, Fest der Liebe: „Siehe ich verkünde euch große Freude, denn euch ist heute der Heiland geboren . . .“

Wir streiten uns nicht mit den Gläu- bigen um den Stern von Bethlehem. Wir vergleichen den frommen Text mit dieser Welt, wie sie ist, neunzehnhundert Jahre nach Christi Geburt und fragen, wo die Weihnachtsbotschaft Wahrheit und Wirklichkeit geworden ist. Unsere Frage kann mit vielen Worten aus der Theologie beantwortet werden, aber die eine Antwort, auf die alles ankommt, heißt: die Welterlösung durch das Christentum ist ausgeblie- ben.

Man kann uns in der Rückschau auf die vielen Jahrhunderte Menschen zei- gen, die sich opferten in christlicher Hin- gabe für die anderen. Nicht aber sollte man behaupten wollen, daß die Sitten- lehren und die religiösen Kräfte des Christentums zur bewegenden und zur beherrschenden Kraft

im Leben der Menschen geworden wären.

Das sagen wir Sozialisten den Chri- sten, soweit sie noch immer Gott dienen wollen und dem Kapitalismus. Die Sozial- demokratie ist weder die Partei einer Kirche noch die einer atheistischen Philo- sophie. Wie der Sozialdemokrat zur Weihnachtsbotschaft steht, ist Sache sei- nes Herzens und seines Glaubens. Wohl aber haben wir das Recht, auszu- sprechen, wie schwach das Wort ist, wo Geld und Gewalt ge- bieten.

Was immer rein ökonomisch zugun- sten der kapitalistischen Jahrhunderte gesagt werden mag: von den Höhen rei- fer menschlicher Sittlichkeit gesehen sind sie barbarisch, voll Haß und Neid und Blut.

„Vom Himmel hoch“ mögen Gesänge und Erleuchtung kommen. Auf dieser Erde kann die heilige Nacht und können lichte Tage für alle nur durch die brüder- liche sozialistische Verbundenheit neuer Menschen in einem neuen antimammo- nistischen Zeitalter Wirklichkeit werden.

Weihnachtsmonolog des Herrn Generaldirektors.

Von Varius.

„ . . . und den Menschen ein Wohlgefallen.“
Quatsch! Diese Kalenderprüche, wer wohl- gefällt mir? Natürlich, deutsche Weih- nachten, Tradition und preussische Zucht und Ordnung . . . is schon richtig, und an die heiligsten Güter des Volkes soll man nicht- tasten . . . rühren. Die Volksseele lecht denn und haben wir nötig? Reich und arm wird es immer geben. Raturgesetz und alles andere ist kostenlos. Rist. Schließ- lich und aber was soll der Kaufmann tun, wenn nicht das heilige Christfest und unjereiner macht den Zinnober mit, versteht sich, und wo sich die Leute solange darauf freuen. Vom Himmel hoch und stille und so. Da liegt Gemüt drin und so ein Weihnachtsbaum im Salon mit den elek- trischen Lämpchen . . . manchmal wollen mir auch die Tränen kommen und wenn ich so anders härt' als man hat, ich würde alle Men- schen glücklich machen, aber bei 14 Prozent Dividende?

Allmächtiger Gott, das sind viele Zeiten und jeder muß sich einschränken. Weih- nachtsgratifikation fällt aus. ein Volk in Not . . . natürlich, sollen froh sein die Leute, daß ich sie nicht entlasse, wo doch sowieso Schluß is nach Weihnachten mit unserer Fabrikation . . . könnten mir die Hände lassen daß ich rechtzeitig am Umstellen dachte . . . Köpchen, Köpchen! . . . Man plagt sich und sorgt sich für seine Arbeiter und erntet nicht als An- dank . . . Bin ich schuld an den miesen Zeiten? . . . Man muß sich einschränken, dann kommt man mit seinem Einkommen aus. Auch ich beispielsweise . . . kann ich meiner Frau den neuen Pelz kaufen? . . . kann ich nicht, soll zufrieden sein, wenn ich ihr den kleinen Sportwagen kaufe . . . Alle wollen sie was

von mir, als ob ich der Weihnachtsmann wäre. Sehe ich so aus? . . . Ree, weiß Gott, man macht den Quatsch mit, aber 'ne Freude, 'ne richtiggehende Freude hat man nicht davon. Wenn ich so denke, bestimmt, mein Portier in der Fabrik hat es besser. So'n Mann hat sechs Kinder und sei: Wochen denkt man bei ihm an nichts als an Weihnachten. . . Deutsches Familienleben, anständige Leute . . . das leidet sich einen Baum, also ich jag ihnen, zweifelhftig hoch . . . kann das unler einer? Und aus altem Pappkarton kleb' der Alte Geschenke und die Frau backt Pfeffertuchen. . . Meine Frau kann nicht backen, wir müssen alles kaufen und dann redet man von sozialer Ungerechtigkeit. Was meinen Sie, die Por- tierfamilie ist am Heiligen Abend glücklich . . . ich werde wohl telephonieren, von der Strippe nicht wegkommen und die werden sitzen vom Himmel hoch und stille Nacht und so. . . Ree, gehen Sie mir weg. meine Frau, na, wenn ich an die Szene denke . . . päh, keinen neuen Pelz. . . ich danke schön . . . mal sehen, vielleicht kaufe ich ihn doch, denn wer liebt schließlich Krach und Tränen am Heiligen Abend.

Nun, wissen Sie, Weihnachten . . . na ja, aber schließlich sind wir doch aufgeklärte Leute, wenn man auch jeden Sonntag in die Kirche geht . . . aber . . . Weihnachten . . . nein, soll mich der Affe laufen. . . Quatsch. . . Schenkt mir einer was. . . Die Gratifikation, die mir meine Gesellschaft zahlt? . . . War nicht Weihnachten, krieg ich das Geld als Zantieme, is ja dasselbe . . . die Zigarren, die Pakken Kognak, den Schlips und en Handtuch und das Delgemälde von Dittler. . . Gewiß meine Frau hat mir die Wünsche von der Stirn abgelesen, kost' aber mein Geld und billiger

hätt' ichs, wenn ich alleine kaufen würde . . . sie, sie muß doch mindestens ein Seidenkleid dabei rauschneiden.

Manchmal, wissen Sie, und gerade jetzt in der Weihnachtszeit, denke ich so dran . . . am liebsten, bestimmt, Sie werden lachen . . . aber manchmal ist mir so, beneide ich den Mann des Volkes, der stempeln geht . . . wirklich, Ehrenwort . . . Der Mann hat keine Sorgen, sein Geld kriegt er jede Woche . . . So'n Mann ist anspruchslos und glauben Sie nicht, daß mir manchmal das Generaldirektorsein zum Halse rauskommt? . . . Was sehne ich mich manchmal nach eine Kost . . . 'ne Wurst, ein Stück Butter und Brot, dazu 'ne Flasche Bier und 'ne Zigarre, glauben Sie mir, das würde mir genügen, aber nein, da muß man immer ein langes Menü veralgen, Wein trinken, man muß repräsentieren . . . Psst! Deibel! Schlicht und einfach, das ist meine Sehnsucht . . . Ich kenne das Leben und gehungert habe ich auch schon . . . erst gestern . . . wir essen stets punkt zwei . . . aber das Geschäft, ein Abschluß, wissen Sie? 100.000 Stück 1.50 . . . schönes Geschäft, gewiß, aber ich kam erst um vier Uhr zu Tisch . . . und was soll ich Ihnen sagen, so'n Hunger hat ein Arbeitslofer noch nicht gehabt . . .

Und da denken die Leute, so'n Generaldirektor, der hat's gut . . . Gehn Sie mir weg . . . Und gerade jetzt, Weihnachten, da kommt das in einem so hoch . . . Christ ist erstanden, oder so . . . jawoll, für wen? . . . Für uns Generaldirektoren bestimmt nicht . . . Fürs Volk, natürlich . . . da haben Sie es wieder . . . Halleluja und so können wir nicht schreien, nee . . . Wir müssen den Kurztettel studieren, ob Weihnachten, Pfingsten oder Neujahr . . . wir lernen le'den, ohne zu klagen, wie unser Herrgott mal jagte . . . jawoll . . . Lassen Sie man, der einfache Mann hat es besser . . . Ich würd' mit ihm jeden Tag tauschen, schon um meine Frau loszuwerden . . . wenn wir uns auch liebhaben, ja . . . man muß das ja schon . . . aber sonst . . . dem Luder wünscht ich wirklich, daß sie mal stempeln gehen müßte; dann würde sie vielleicht auch ein richtiges deutsches Weihnachten feiern; denn sehen Sie, irgendwo sitzt einem das deutsche Gemüt ja doch im . . . in . . . na, Sie verstehen . . . Vergnügte Feiertage . . . ja . . . ich muß mal schnell . . .

Dies und das.

Syrien hat die meisten Feiertage von allen Ländern der Welt, nämlich nicht weniger als 46 im Jahr, d. h. also jede Woche außer dem Sonntag noch fast einen Feiertag. England und Holland haben nur sechs Feiertage, Norwegen zehn, Frankreich zwölf, Italien und Spanien über zwanzig und Griechenland 31. Mexiko hat außer seinen gewöhnlichen Feiertagen noch einen besonderen freien Tag: den Babeltag, an dem alle ein Bad nehmen.

Der Sonnenhieb ist in den Vereinigten Staaten eine sehr alltägliche Erscheinung. Man rechnet damit, daß jährlich mehr als 200.000 Arbeitstage durch ihn verloren gehen.

In dem Resthäut der Vorkentragter New Yorks sind Anomaten angepflastert, in die man nur ein zehn-Centstück zu werfen und an einen Hebel zu drehen braucht, um ein Päckchen Eiscreme entnehmen zu können. Das Eis wird durch besondere Kühlapparate kalt gehalten. An heißen Tagen sind diese Automaten von einer großen Menschenmenge umlagert, da die vielen Hundert bei Angefressenen, die in den

Wollenträgern tätig sind, diese billige und leicht zugängliche Erfrischung sehr schätzen.

Ein Mathematiker hat ausgerechnet, daß die 32 Schachfiguren auf einem mit den üblichen 64 Feldern auf so viele verschiedene Art stehen können, daß sich ihre Gesamtsumme nur in einer 56stelligen Zahl ausdrücken läßt, nämlich in einer 3 mit noch 55 Zahlen dahinter. Es wird also nicht so leicht vorkommen, daß eine Partie genau die gleichen Stellungen hat wie eine andere, so daß die Schachspieler sich nicht um Abwechslung zu sorgen brauchen.

In Japan werden jährlich etwa 150 bis 200 Filme mehr hergestellt als in Amerika.

Bei den Schimpansen kann man die sonst bei Tieren nicht vorhandene Eigenschaft beobachten, daß sie einen auf einem Walde dargestellten Gegenstand erkennen. Wenn man ihnen zum Beispiel ein Bild von einem Bananenbündel zeigt, geraten sie in freudige Aufregung. Ebenso erkennen sie ein Bild von sich selber.

Die Aale können über Land wandern, von einem Fluß zum andern. Sie bewegen sich dann wie Schlangen vorwärts. Auch verschiedene andere Fische haben die Möglichkeit, sich ohne Schaden außerhalb des Wassers zu bewegen.

Auflern haben die Eigentümlichkeit, von Zeit zu Zeit ihr Geschlecht zu verändern. Eine Auster, die in einem Zoologischen Garten beobachtet wurde, änderte ihr Geschlecht in dreizehn Monaten viermal. In dem weiblichen Zustand enthält der Körper der Auster etwa 2 Millionen Eier

— Heiteres. —

Die geizigen Schotten. „Um Gottes willen, Sandy!“ ruft die Gattin des Schotten Mac Allis. „Eben hat Johnny einen Schilling verschluckt!“ — „Ist ja nicht so schlimm, morgen hat er ja sowieso Geburtstag!“

Frage und Antwort. „Wo finden Sie am schnellsten Schagen und Bequemlichkeit?“ — „Zu Hause.“ — „Bei Ihrer Frau?“ — „Nein. Im Lexikon unter B.“

Die Hindiva zu ihrem Töchterchen: „Beiß, du sollst dich etwas schämen! Jetzt verlangst du schon wieder einen Papa, der mit dir spielen soll — dabei hast du schon in diesem Jahr drei gehabt!“

Beffer höflich. „Schämen Sie sich denn gar nicht, um Geld zu bitten?“ fragte die alte Dame den Bagabunden. — „Ich habe sechs Monate bekommen, weil ich es nahm, ohne zu bitten,“ erwiderte dieser.

Hohes Lob. „Schau, wie schmeckt dir mein Startoffeljalai?“ — „Ausgezeichnet, hast du ihn selber gekauft?“

Wißverstandene Auffklärung. Frau H. wird auf dem Wochenmarke von einer Bäuerin, bei der sie Blumenlobl kaufen will, immerfort mit „Fränkeln“ angeredet. Frau H. sagt der Bäuerin schliefllich: „Ich bin bereits Mutter von zwei Kindern, liebe Frau!“ Die gute Frau öffnet erstaunt den Mund und sagt nach einer kurzen Pause: „Genau wie meine Emma. Die hat sich auch von so einen verdammten Rekl reinlegen lassen.“

Empfehlung. „Sagen Sie, Marie, denken Sie wirklich daran, sich mit dem Bäcker von der Ecke zu verloben?“ — „Jawohl, natürlich! Warum denn nicht?“ — „Aber, Marie, Sie kennen doch den Mann kaum vierzehn Tage!“ — „Na und wenn schon! Meine Freundin war schon über vier Monate mit dem verlobt und hat ihn mir sehr empfohlen!“

Ueberholte Erfindung. „Da lese ich in der Zeitung, daß es jetzt knopfloze Hemden gibt“, sagte die Gattin. — „Die trage ich schon lange“, seufzte er.

Schach-Ecke.

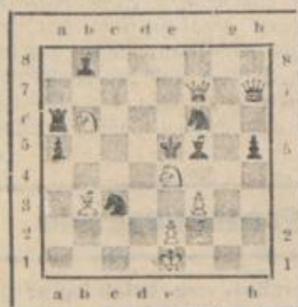
Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettnitz Nr. 65 bei Teplitz-Schnau.

Allen Anträgen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 116.

Von Gen. Emil Dinnebler, Tetschen.

Schwarz: Ke5; Dh7; Ta6; Lb8; Is; Sc3; I6; Ba5, h5 (9).



Weiß: Ke1; Df7; Lb3, Is6, e4; Be2, f6, h8. Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 113: Td7-d6! Nebenlösung nach Td7-d5!

Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robert Franz, Michel Kuboff, Emanuel Ferdinand, alle aus Kunitau; Edmund Cutil und Spanil Josef, Bohonitz; Heber Jemgrod, Tetschen; Schwarz Reinwald, Schula Erwin, Kropf Kuboff, alle aus Klotz warob; Wenzel Adolf, Amador; bei Haida; Reinert Julius, Reichenitz; Timmerer Emil, Tetschen; Dyma Josef, Hostomitz (nach Daz-e6 folgt Df1-f3); Gübter Anton, Türmitz; Hiele Josef und Frisch Anton, Worfersdorf; Schöbel Anton, Zwanitz; Bräuer Wenko, Langenau; Wilsdorf Adolf, Döbneritz; Hochmann Reinhold alle aus Tschau; Hillgard Herrmann, Neu-Wätz; Schöpka Josef, Eibitz; Albert Kuboff, Troschitz; Teplitz Schab, Wilschkan; Seimacher Armin, Zwettnitz.

SCHACHNACHRICHTEN.

Arbeiter-Schachklub Aich errang im VI. Kreis den Kreismeistertitel.

Am 13. November wurde in Eger die Endrunde um die Kreismeisterschaft ausgetragen. Es gewann Aich gegen Eger 6:2, Marienbad gegen Grasslitz 8:0, da Grasslitz nicht angetreten ist. Endstand ist folgender:
1. Aich . . . 3 Spiele gewonnen 16 Punkte 40 Prozent
2. Marienbad 2 Spiele gewonnen 16 Punkte 32 Prozent
3. Eger . . . 1 Spiel gewonnen 9½ Punkte 17 Prozent
4. Grasslitz . . . 0 Spiel gewonnen 6½ Punkte 6½ Prozent

Schachsektion Hostomitz trug am 11. Dezember das fällige Retourspiel gegen „Sachovj odbor“ des D.T.I. Zukmantel zu Hostomitz aus. Es gelang den tschechischen Genossen, sich für die erlittene Niederlage in Zukmantel zu revanchieren: sie gewannen mit 7:3 Punkten.

Gen. Schöpka, Eibitz, gab am 11. Dezember in Türmitz eine Simultanvorstellung, leider haben sich nur 10 Genossen daran beteiligt. Ergebnis nach etwa 35-minütiger Spieldauer 7½:2½ Punkte für Gen. Schöpka.

Internationales Problemturnier der Bundesschachsparte der Arbeiter-Turn- und Sport-Verbandes in der C. S. R.

Anlässlich des 53-jährigen Bestandes der Sparte wird das dritte Problemturnier als Jubiläumsturnier ausgeschrieben. Das Turnier umfasst 1. Zweizüger; 2. Dreizüger. Für beide Gruppen direkte Matte.

Die Preise sind Wertungsblätter und werden ausgezeichneten Verfassern zugesandt. Alle ausgezeichneten Aufgaben und Verfasser werden im Schachmittellungsblatt des Arb.-Turn- und Sportverbandes der C. S. R. veröffentlicht. Nicht ausgezeichnete Aufgaben stehen dem Verfasser wieder zur Verfügung. Beteiligen können sich nur jene Genossen, welche der SASJ. angehören.

Einsendungen mit der Bemerkung **Problemturnier 1933** sind zu richten an Josef Hyna, Hostomitz a. d. Bielea Nr. 49, CSR. Endtermin für Einsendungen 1. Mal, für Verbesserungen 15. Juni, Begutachtung 15. August 1933. Von beiden Gruppen ist bloß ein Problem einzusenden pro Verfasser und zwar jedes separat; kann aber in einem Umschlag gesehen, um Porto zu ersparen. Für jede Gruppe besteht ein Preisrichteramt.